



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehl,  
Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,  
G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Wort und erschaffend sein Wink; Himmel und Erde verkünden seine Herrlichkeit! Sonne und Sterne erlassen bei dem Glanze des Lichtes seiner himmlischen Herrlichkeit! Und neben den frommen einsältigen Hirten huet ohne Zweifel der Cherub vor der armligen Krippe und verhüllt voll Ehrfurcht mit dem Fittich sein Angesicht. Ja, wahrscheinlich ist der gesamte himmlische Hofstaat versammelt, um dem Sohne der armen Jungfrau von Nazareth zu hulbigen.

Aber wo bleiben denn die Könige und Fürsten dieser Erde? Ecco! Siehe, lieber Leser, da naht auch schon ein glänzender königlicher Zug. Kamelglöckchen ertönen. Wie, sollte der tüdtische, grausame Herodes plötzlich ein sanftes Lamm geworden sein? Freilich wäre es sowohl ihm, wie den Hohenpriestern und den gelehrten Professoren Jerusalems ein leichtes, das göttliche Kind zu finden. Allein während diese Menschen andern den Duell des Lebens zeigen, wollen sie in ihrer Verblendung vor Durst verschmachten; sie gleichen, sagt der hl. Augustin, den Beweisern an den Heerstrafen, die dem Wanderer Auskunft geben, aber selber unverständlich und unbeweglich bleiben.

Welcher Fürst erscheint denn in diesem glänzenden Aufzuge, mit der zahlreichen Dienerschaft und in der eigentümlichen, fremdländischen Tracht? Es sind „Weise aus dem Morgenlande“, wie die hl. Schrift sagt (Matth. 2). Die Uebersetzung berichtet uns ferner, daß es Könige aus Arabien oder Persien gewesen; ihre Anzahl gibt sie nach dem überwiegenen Zeugnisse des Altertums auf drei an, nennt uns auch ihre Namen: Kaspar, Melchior und Balthasar.

Diese dunkelbraunen Männer, lieber Leser, gehören also zu den Weisen, den Gelehrten des Morgenlandes. Es sind Fierden der Wissenschaft und dennoch thun sie, was die damalige Welt sicherlich für sehr thöricht hielt; es sind Männer, welche die Wissenschaft zu Gott hinführte; Männer, die ohne Zweifel ein tugendhaftes Leben führten und dem Gebete eifrig ergeben waren. In dem Dunkelblau des morgenländischen Himmels war ein neuer Stern von wunderbarer Art aufgestiegen. Sein Erscheinen konnte ihnen nicht entgehen, da sie nächtlich den Sternenhimmel beobachteten. Es war der Stern, von dem eine alte Prophezeiung gesprochen hatte; ohne Zweifel zog die Gnade des hl. Geistes sie zu diesem Sterne hin; sie folgten ihm, wie manche Menschen einem höheren Berufe folgen, wenn sie auch anfangs kaum klar sehen, daß sie einer göttlichen Leitung folgen. So verlassen sie also ihre Heimat, ihren Staat, ihre weltlichen Angelegenheiten und ziehen westwärts, — sie wissen nicht, wohin — geführt

durch den Stern, der in seiner stillen Bahn vor ihnen dahingleitet.

So kommen sie vor die Thore Jerusalems. Mit Recht erwarten sie, dort Näheres über die Geburtsstätte des Messias zu vernehmen. Sie vermuten wahrscheinlich, Jerusalem werde wimmeln von Gesandten fremder Potentaten und alles schimmern von Glanz und Herrlichkeit zu Ehren des neugeborenen Königs. — Doch, staunet, kein Mensch in Jerusalem weiß etwas von dem Königs-kinde; ja, man erschrickt förmlich, als sie fragen: „Wo ist der neugeborene König der Juden?“ Ja, also die weite Reise vergebens gemacht? Und selbst der Stern, der sie bis nach Jerusalem geführt hat, ist verschwunden; sie sehen ihn gar nicht mehr. Zwar sagen die Priester, in den hl. Büchern siehe es geschrieben, daß der Messias in Bethlehchem geboren werden solle. Also müßt ihr noch zwei Wegstunden machen, ihr königlichen Wanderer! Wie aber soll der neugeborene König in dem kleinen Bethlehchem sein, da man in Jerusalem nicht einmal von seiner Geburt weiß? Welcher Glaube, welches Vertrauen muß diese Männer besetzen, daß sie nicht umkehren, sondern unverzüglich die Reise nach Bethlehchem fortsetzen! Dieses felsensichte Vertrauen, lieber Leser, soll nicht undelohnt bleiben; denn kaum haben sie die Stadt Jerusalem verlassen, da erscheint vor ihren Augen der Stern wieder: „siehe, der Stern, den sie im Morgenlande gesehen, ging vor ihnen her, bis er an dem Orte, wo das Kind war, ankam und still stand. Da sie aber den Stern sahen, hatten sie eine überaus große Freude. Und sie gingen in das Haus, fanden das Kind mit Maria, seiner Mutter, sielen nieder und beteten es an.“ (Matth. 2.) Aber welche neue Glaubensprobe! denn was finden sie? Einen Stall mit einer Krippe und in derselben auf hartem Strohbetten ein armes Kindlein, in dürftige Windeln gewickelt! Neben der Krippe die ärmlich gekleidete Mutter des Kindes und ihr zur Seite steht ein armer Handwerksmann! Sie erwarteten ohne Zweifel einen Palast, und da ist nur eine armlige Gratte! Sie hatten an eine glänzende Hofdienerschaft gedacht, und hier ist nichts Königliches zu sehen, sondern nur Armut und Dürftigkeit — und dieses Kind soll wirklich „der neugeborene König der Juden“ sein? — Ja, lieber Leser, so hättest Du und ich vielleicht gedacht, wenn wir an Stell. der hl. drei Könige vor der Krippe gestanden hätten. Doch nicht so die heiligen drei Weisen. Dort auch nur ein armes Kindlein vor ihnen, sie werfen sich vor dem Kinde von

Zum Dreikönigenfeste.

Ecco! „Siehe!“ so singt heute die Kirche zum Introitus der hl. Messe, „Siehe! gekommen ist der Herr, und in Seiner Hand ist das Reich, die Macht und die Herrschaft“ (Malach. 3.). Schon das erste Wort „Ecco“ macht dich aufmerksam, lieber Leser, daß etwas wunderbares erzählt werden soll. In der That wunderbar ist, was der Prophet Malachias im Geiste einst schaute: der Herr, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, der sehnlisch erwartete Weltheiland ist gekommen!

Und dieser allmächtige Herr und Gebieter, der die Könige mit kostbarem Purpur, die Tiere des Feldes mit warmem Pelzwerk, die Vögel mit prächtigem Federkleid, die Felder mit dem schönsten Grün bekleidet — Er selber erscheint in der äußersten Armut und Dürftigkeit! Und wie sind zu all dem die Menschen, um derenwillen Er gekommen, so beispiellos hart gegen Ihn, daß Er sich in einem elenden Stalle ein Obdach suchen muß.

O Herr, wie klein und gering erscheinst Du unter uns und doch wie groß, wie unendlich groß! Ein Kind, schwach, sprachlos, gebunden, in einer Krippe! Und doch ist der Himmel sein Thron und die Erde sein Fußschemel; allmächtig ist sein

Bethlehem auf die Knie, beugen ihr Haupt zur Erde und beten den Weltheiland an. Fürwahr, nach dem Glauben des Abraham und des Simon Petrus gab es in der Welt nie einen Glauben, der dem ihrigen gleich. Es ist ein Glaube, der vom Anfang an heroisch war. Dieser Glaube erhellte die Grotte zu Bethlehem, als sie dieselbe betrat, und ließ sie kein Aergernis nehmen an dem Aergernisse des Kreuzes, welches das göttliche Kind von Bethlehem bis Golgatha tragen will.

Das göttliche Kind aber will, wie es scheint, die Großen der Welt ebenso bewegen, wie die Armen. Es will jetzt die Weisheit zu seiner Krippe rufen, wie es kürzlich in den Hirten die Einsicht gerufen. Und wie vor kurzem „die Herrlichkeit Gottes“, welche den verflüchtenden Engel umgab, der Armut und Hilflosigkeit des Kindes von Bethlehem gleichsam ein Gegengewicht gab, so hier der wunderbare Stern, der die heiligen Weisen zur Geburtsstätte des Messias hinführt.

Der gläubige Drang, das volle Herz der Weisen beschränkt sich nicht auf bloße Anbetung, auf die kniefällige Huldigung: „Sie öffneten ihre Schätze und brachten ihm Geschenke dar, Gold, Weihrauch und Myrrhe“ (Matth. 2). Kostbare Geschenke legen die frommen Könige vor der Krippe nieder: das Gold gebührt dem Könige, sagt der hl. Gregor; darum bringen sie es dem himmlischen Könige dar, den sie durch göttliche Führung in den ärmlichen Räumen eines Stalles gefunden haben. Der Weihrauch durfte innerhalb Israels nur dem Gotte Israels, nur für Jehova verbrannt werden: die Könige sahen einen Menschen und verehrten ihn durch ihre Gabe als ihren Gott. Die Myrrhe diente zur Einbalsamierung der Leichname: diese dritte Gabe wurde dem Kinde von Bethlehem dargebracht als dem Opferlamme für das Heil der Welt. Und wenn die Weisen es auch nicht verstanden, sagt der hl. Chrysostomus, welches Geheimnis diese Gaben ausdrücken und was ein jedes angeht, so liegt darin doch kein Widerspruch; denn die göttliche Gnade, welche sie alles dieses thun ließ, hatte Alles so angeordnet.

Wer aus uns aber wollte mit leeren Händen vor der Krippe erscheinen? Das von den hl. Weisen geopfert Gold ist das Sinnbild der Liebe, dieser Königin aller Tugenden: darum weisen wir dem göttlichen Kinde unsere innigste Liebe und eine unverbrüchliche Treue; eher möge uns das Herz in Lode brechen, als daß wir noch einmal durch eine schwere Sünde uns von ihm lossagen. Durch den Weihrauch wird die Anbetung versinnbildet; täglich wollen wir dem Weltheilande das Weihrauchopfer des Gebetes darbringen, es nimmer vergessend, daß das Gebet das Mittel aller Gnaden ist, unsere Stärke in der Schwachheit, unser Trost in der Trübsal, unsere Waffe im Kampfe, kurz, eine Stufenleiter zum Himmel. Auch die dritte Gabe darf nicht fehlen. Ist die Myrrhe auch bitter von Geschmack, die Liebe zu Jesus soll sie uns verfließen, täglich wollen wir sie darbringen durch wahren Neuschmerz über unsere Sünden, durch Abtötung und Selbstverleugnung.

Das göttliche Kind aber wird diese unsere Gaben gnädig aufnehmen. Und wenn wir uns dann, wie die hl. Weisen, von der Krippe zurückziehen, so wollen wir, uns der Führung des Herrn überlassend, auf einem „ganz anderen“, neuen Wege zu unseren irdischen Geschäften zurückkehren, bis einst das ewige Licht der göttlichen Herrlichkeit vor uns aufgeht. S.

### © Mit der Moral kann man keine Geschäfte machen.

Ein Appell an das duldsame Publikum.

Gegen einen Feind, der mit gewaltigem Erfolge an der Entchristlichung und Entsittlichung der Gesellschaft arbeitet, wird fortgesetzt teils der Bessergesimmten unerschütterte und unerlarbte Toleranz geübt. Und doch ließe sich ohne Schwierigkeit gegen diesen Feind eine höchst wirksame christliche Liga bilden. Eigentlich besteht diese Liga schon. Es fehlt nur noch, daß sie in Eid und Pflicht genommen, organisiert und ins Feld geführt werde.

Wer ist denn der Feind, und wo ist die Liga?

— Fiehe die Schloßmütze von deinem Haupte, christlicher Pfälzer, und rüste Dich zu einem Rundzuge durch die Straßen einer großen Stadt. Und Du christlich-sittige Leserin, hebde dein Angesicht mit dem Schleier „deutscher Frömmigkeit“ und begleite uns. Es ist gerade vor Weihnachten, und da verlohnt sich eine — Schaufensterpromenade. Wir können bei der Gelegenheit auch einige Einkäufe machen und hinterher noch eine kleine Bierreise durch die schönsten „Lokale“ unternehmen. Aber... ich sehe spröde Gesichter; — meine Gesellschaft sagt den Herrschaften nicht zu. Nun, ich hätte es ja wissen können: Mit der Moral kann man keinen Menschen fördern, und ich habe mich schon gleich mit so moralischen Allüren eingeführt. Thut aber auch nichts zur Sache. Wir wollen uns den Rundgang schenken. Vielleicht könnte er mehr nützlich als nützlich sein. Inbes meine Moral will ich dennoch an den Mann und an — die Frau bringen.

Dein christliches Gewissen ist vielleicht durch die Lektüre Deines „unparteiischen“ Reichblattes allmählich eingeschlämmt und dein sittliches Empfinden abgestumpft. Darum bist du so unversehentlich gleichgültig geworden, daß du nicht einmal an die Existenz jenes Torleibes der christlichen Gesellschaft denkst. Wer ist der Feind? Es ist der zwiegestaltige Dämon der modernen Kunst und der modernen Litteratur. Das moderne Heidentum, die Weltanschauung derer von Bildung und Besitz tritt uns in der vom Christentum befreiten Kunst und Litteratur vielgestaltig entgegen, um die ungebildeten und halbgebildeten Massen zu umstricken. Naturalismus und Atheismus verlassen den Salon und nahen sich brüderlich dem Volke.

Die geistlose Sinnlichkeit, den gemeinsten Realismus sehen wir nicht mehr allein auf Leinwand und chinesischem Papier, in Marmor und Bronzen wenige „bevorzugte“ Orte „ieren:“ nein, geradezu überall grüßt uns die Nacktheit und die „Derbheit“ entgegen, gedruckt und gepunktet auf jeden Stoff, geformt aus dem billigsten Material. Das in die Stadt hineingeschneite Landkind, der höhere Schüler, der Kaufmannslehrling, der Arbeiter, die höhere Tochter, die Wahmannsoll und das Ladenräulein werden heute auf die bequemste Art und Weise zu „keinen Menschlichkeit“ erhoben. Sie brauchen nicht erst die Gemäldegalerien und Museen, die Paläste, die mit Marmorbildern geschmückten Plätze usw. zu besuchen, um sich zu kultivieren. Die „Kunst“ der alten und neuen Heiden ist so gemein geworden, daß sie keinen Unterschied mehr macht, ob sie im Schaufenster der Buch- und Kunsthandlender die Augen der „Kenner“ fesselt, oder die Aufmerksamkeit des großen Publikums auf Cigarren und Schuhe, auf Seifen und Weiswaren, auf Chokolade und Häringe zu lenken bestimmt ist. Reclamebilder und Plakate, die Fronten und Hausflure der Bürgerhäuser, die Wände der Bieräle und Freizeitsalons dienen der modernen Kunst, um das Volk zur sinnlichen Freiheit zu führen und seinen Sinn zu erschließen für die schöne Wirklichkeit. Der Illustrator des gewöhnlichsten Wighlattes, des Volkromans mit Bildern ist in die Schule gegangen bei den Plakate, Gräse, und wer sie sonst sind, die vornehmen Naturalisten und Realisten unter den modernen Künstlern.

Mit der Moral kann man keine Geschäfte machen. Nur ein Appell an die niederen Instanzen erweist sich neben Schwindel und Lüge dem klugen Geschäftsmann fruchtbar. Darum ist ihm die moderne Kunst ein willkommenes Reclamemittel. Die Kunst hilft ihm seine Kasse füllen, und dafür hilft er, daß die Ideen unter das Volk kommen, mit welchen die Kunst die Menschheit beglücken will.

Was die Kunst will, das will auch die moderne Litteratur. Was prägen jene Schriftsteller, deren Namen bei den Weltkindern einen guten Klang haben, in ihren philosophischen und naturwissenschaftlichen Werken, in ihren Dramen und Romanen in den ersten Zeitschriften? Die Gottesleugnung in den verschiedensten Formen, die Verherrlichung und Vergöttlichung des Menschen in wahrnigster Weise. Aber die Herren Hegel, Humboldt, Strauß, Büchner, Nietzsche, Zola, Ibsen, Euber-

mann und die ganze Armee der Dichter und Schöngedicht, welche die Geister von jeder positiven Wahrheit befreien und die „Untermenschen“ zum „Übermenschen“ machen wollen, sind heuer nicht mehr die Propheten der vornehmen freien Geister allein; sie sind populär geworden. Die modernen Geistesgrößen haben eine zahlreiche Jüngerschaft, welche mit rafflosem Eifer thätig ist, die Lehren ihrer Meister unter das Volk zu bringen. Daher sehen wir die Schaufenster der meisten Buchhändler ausgestattet mit den Erzeugnissen der widerchristlichen Litteratur. Ihre Kataloge und Lesezirkel empfehlen dieselben, billige Volksausgaben erleichtern die Anschaffung. Man braucht nicht in eine socialdemokratische Buchhandlung zu gehen, nicht zu einem Verkäufer von verbotenen Sachen und literarischem Schund, um die „moderne Litteratur“ lernen zu lernen. Die Geschäfte, parteilose Hofbuchhändler lozen die „wissbegierige, gebildete“ Lesewelt durch Ausgabe der „modernsten“ Sachen an, jener Werke, aus denen die roten Litteraten und die unsittlichsten Schmeierer nur zu schöpfen brauchen, um ihrerseits das Volk aufzuklären und zu unterhalten. Der parteilose Buchhändler weiß, womit er Geschäfte machen kann. Er weiß, was der Geist der Zeit verlangt, und was er daher dem nach Aufklärung, Wissenschaft und Genuß strebenden Publikum anbieten muß. Daß so ein parteiloser Buchhändler zeitweise und zwischenbüch auch christliche Werke auslegt, geschieht nur zur Täuschung der Einfältigen und geschäftshalber.

Die nachstehende Empfehlung der Werke von David Friedrich Strauß, welche ich einem vielen gläubigen Christen zugesandten Kataloge entnehme, zeigt, was für einen Standpunkt der parteilose Buchhändler vertritt. Sie lautet:

„Unter den führenden Geistern der Reuzzeit hat wohl keiner eine nachhaltigere Einwirkung auf den Entwicklungsgang des deutschen Geisteslebens ausgeübt als David Friedrich Strauß. Das Erscheinen des ersten Leben Jesu im Jahre 1835 war eine weltgeschichtliche That, die nur mit dem Auftreten Martin Luthers in Vergleich gestellt werden kann, es war der Wendepunkt auf der Bahn der Befreiung des deutschen Geistes von dem Drucke einer wundergläubigen Kirche. In vielen Auflagen und zahlreichen Exemplaren verbreitet, ist dies Buch bis zum heutigen Tage das Testament und die Hülfslammer der freien Geister, gegenüber dem nie rastenden Wiedereroberungskampf der alten Kirche geblieben. Im alten und neuen Glauben, seinem Bekenntnisse und Vermächtnisse, geht Strauß noch einen Schritt weiter und bekennt sich freimütig zu einer modernen monistischen Weltanschauung, welcher durch die Ergebnisse der neueren Naturforschung ein unergründlicher Boden gegeben ist.“

In der Reifezeit der Sprache und des Stils ist Strauß als Klassiker anerkannt, namentlich gelten seine biographische Werke, Ulrich von Hutten, Voltaire und die kleinen Schriften als Proben der deutschen Litteratur von unwirgendlichem Werte.

Die obige Auswahl der besten Werke von David Friedrich Strauß in vornehmer Ausstattung zu so billigem Preise jedermann zugänglich, gehört in jede gut ausgewählte Haus- und Familienbibliothek.“

Wie man katholischen Christen solche Empfehlungen vorlegt, so ladet man sie auch zum Abonnement auf freigeistige Zeitschriften ein.

Es ist genug. Ich habe dir den Feind gezeigt, dem das Kaiserwort von der Erhaltung der Religion und Sitte nur eine Wrahe ist, und der daher ungeschert fortfährt, die Grundlagen der Gesellschaft an allen Enden zu unterminieren. Wo ist die Liga gegen diesen Feind? Sie ist vorhanden in dem christlich-gesimmten Publikum, das sich im großen ganzen bisher so teilnahmslos, verständnislos und duldiam gegen den Feind zeigt.

Was soll denn das Publikum gegen den Feind unternehmen? Es soll ihm das Wasser abgraben, indem es nach der Parole handelt: „Kaufet nicht in Geschäften, die dem Feinde dienbar sind. Amüsiert und erholt euch nicht in Lokalen, wo die Habilität die Wände verunziert und wo keine katholischen Zeitungen aufliegen.“

Wohnt nicht in einem Hause, an oder in welchem die moderne Kunst Platz genommen hat. Wenn zunächst mal die Mitglieder aller katholischen Vereinigungen nach dieser Weisung handelten, so würde wenigstens in überwiegend katholischen Städten die Wirkung sich bald zeigen. „Es ist nicht so schlimm!“ denkt das gute Publikum. Nur denn: Nach uns die Sündflut! Mägen die Seelen deiner Kinder verloren gehn. Du bist schuld daran, weil du zu träge, zu unentschlossen, zu charakterlos warst.

### Der Frost als Säuberer.

Von Dr. Hans Froehlich.

Zahlreich und mannigfaltig sind die wunderbaren Schönheiten, welche die Natur uns im Sommer darbietet. Aber auch im Winter, wenn alles Leben erstarrt scheint, giebt es gar vieles, was das Auge erfreut. Hierzu gehören vor allem die kristallinen Bräuen, welche der Frost über Flüsse, Seen baut, und die lieblichen Eißblumen, welche an unseren Fenstern wachsen. All diese gefrorenen Massen, oft plötzlich in einer Nacht herabgezauert, schließen ein gut Stück des geheimnisvollen Lebens und Wehens der Natur in sich, und es verlohnt sich daher wohl der Mühe, ihr Werden, Wachsen und Vergehen einmal genauer zu beobachten.

Während die meisten Flüssigkeiten, wenn sie ihre Wärme verlieren, an Menge abnehmen, dehnt sich das Wasser merkwürdigerweise um  $\frac{1}{11}$  seines Volumens aus und wird somit im Eiszustande umfangreicher und leichter als im flüssigen. Daher kommt es, daß Eis eine schwimmende Decke auf unsern Flüssen, Seen und Weihern bildet und daß Eisberge so hoch über der Oberfläche des Meeres hervorragen; daher kommt es auch, daß Gläser, Fässer und selbst Felsen durch das in ihnen gefrierende, sich ausdehnende Wasser zerprengt werden. Aber noch eine andere Eigentümlichkeit tritt beim Gefrieren des Wassers ein. Bekanntlich ordnen sich die kleinsten Teilchen (Moleküle) gewisser Substanzen, wenn sie aus dem flüssigen Zustande in den festen übergehen, zu gleichmäßig geometrischen Figuren, welche man kristallin nennt. So bildet der Bergkristall sechseckige Prismen und Säulen. Auch das Eis kristallisiert ebenfalls in hexagonalen Prismen, obgleich es dem Auge als eine gasartige, feste Masse erscheint. Solche aus ausgebildeten Kristalle findet man am häufigsten im Schnee und im Raufrost, der sich, wenn nach strenger Kälte Nebel eintritt, an Zweigen und Mauern bildet, oder mitunter in langen, silberglänzenden Fäden von den Zweigen der Bäume und Büsche herabhängt. Betrachtet man den weißlichen Reif mit einer Lupe, so erkennt man lauter dünne, regelmäßige Eiskristalle, die, aus der atmosphärischen Luft entstanden, in so mannigfaltige und phantastische Formen gezaubert sind, daß sie jeder Beschreibung spotten, die aber auch so zart sind, daß sie bei der leisesten Berührung durch einen unvorichtigen Hauch in Thautropfen verwandelt werden.

Ein prächtiger Anblick bietet sich auch dem Auge dar, wenn man die bei ruhiger Luft fallenden, einzelnen, großen Schneeflocken auf einem dunklen Tuche, z. B. dem Rockärmel aufhängt. Regelmäßige sechseckige Schneeflocken zeigen sich dem erkanteten Blicke. Alle ihre Strahlen schneiden sich unter einem Winkel von 60 Grad, und jeder Nebenstrahl bildet genau den gleichen Winkel mit dem Hauptstrahl, von welchem er ausgegangen ist. Sind schon diese Eiskristalle des Schnees und des Reifes in der Mannigfaltigkeit ihrer Entstehung und in dem Reichtum ihrer Formen gar lieblich anzuschauen, so ist dies noch viel mehr der Fall bei den Eißbildungen an unsern Fensterscheiben, welche wie mit Recht als „Eißblumen“ bezeichnet. Welch herrlichen Anblick bieten diese doch mit der eigentümlich gerundeten Form ihrer Kristallisationen, die oft viel mehr an pflanzliche Gebilde, an dünne Baumchen, an Palmblätter und Farnkrautwedel, als an Kristallgruppen erinnern! Da entstehen, auf das Glas hingehaucht, in bunter Variation Fäden und Ranken, Blätchen und Baumchen, Garben und Sterne.

Die erste Bedingung für die Bildung von wirklich schönen Eißblumen ist das Vorhandensein einer dünnen, kontinuierlichen Wasserschicht am

Fenstergrafe und das langsame Gefrieren derselben. Solch eine Wasserschicht entsteht dann, wenn in dem betreffenden Raume eine reichliche Menge von Wasserdunst enthalten ist, der sich an den erkalteten Fensterscheiben zu Wasser verdichtet. Dieser Wasserdunst wird zum größten Teil von der Atemluft der anwesenden Personen, zum geringeren Teil von den Speisen, Blumentöpfen und dergleichen geliefert. Daher sind die Eißblumen an den Fenstern unbewohnter Zimmer meist schlecht ausgebildet. Auch kommt dem Fenstereise von diesem Dunste um so mehr zu gute, je weniger die Zimmerluft durch relative trockne Außenluft ersetzt wird. Aus diesem Grunde sind in den Küchen die Eißblumen nur schlecht entwickelt, weil eben dort zwar für reichliche Bildung von Wasserdunst, zugleich aber auch für sehr ausgebreitete Ventilation gesorgt zu sein pflegt.

Wie jeder schon beobachtet haben wird, entspringen die Eißblumen hauptsächlich an den Rändern der Fensterscheiben. Es ist dies dieselbe Erscheinung, wie sie beim Gefrieren größerer Wassermassen zutage tritt, wo sich das Eis auch zuerst an den Ufern bildet. Dies geschieht zunächst nach dem allgemeinen Gesetze, daß sich alle Kristalle gern an festen Körpern ansetzen. So pflegt man ja auch z. B. beim Kondensieren durch Einführung von Fäden die Kristallbildung zu befördern. Bei den Eißblumen kommt noch der Umstand hinzu, daß sich das Wasser, dem Gesetze der Schwere zufolge, nach dem untern Teil der Scheibe zieht, und daß daher dort die Wasserschicht dicker und dichter wird. Außerdem steht auch, da warme Luft stets nach oben steigt, die obere Hälfte des Fensters und ebenso die obere Hälfte jeder Scheibe mit wärmerer Luft mehr in Berührung als die untere. Wenn daher die Kälte draußen nur gerade hinreicht, etwas Eis an den Fenstern zu bilden, so bleiben die oberen Scheiben eiskrei, während die untern fast ganz überfroren sind. Aus demselben Grunde geht auch das Auftauen durch Ofenwärme stets von oben nach unten vor sich.

Besonders an Fenstern, die nach Ost oder Südost gelegen sind, kann man an hellen Wintertagen die Entwicklung der Eißblumen bequem studieren. Da sieht man zunächst strahlige, garbenähnliche Büschel entstehen, mit blattartig geordnetem Hausenwerk vermischt. Sie tauchen am Rande in Gestalt einer lanzettförmigen Spitze auf, welche sich gegen die Mitte vorzieht und dabei breitere und feinere Streifen annimmt. Die Verlängerung geht anfangs ziemlich schnell vor sich, sie beträgt zuerst 3-6 Centimeter in einer Minute. Nach etwa drei Minuten hat das ganze Nehllichkeit mit einer schmalen Feder, die langsam freisetzt wird immer stärker, es bilden sich querlaufende Streifen, welche zugleich verästelt das Wachstum der Spitze die bisherige Richtung, sie neigt sich ein wenig seitwärts, und die Streifen fangen an, auseinander zu weichen. Die Krümmung nimmt nun sehr schnell zu, jede Feder verwandelt sich in ein ganzes Büschel schwächerer Federn, deren Zahl sich fortwährend vermehrt. Diese merkwürdige Abzweigung von einem festen Stamme in immer feineren Ästchen und immer größere Bogen, welche eben dem Ganzen das Ansehen von Baumchen und Blumen geben und unseren bewundernden Blick fesseln, hat folgenden Grund: Zuerst war am untern Rande des Fensters genügend Wasser vorhanden, es bildete sich daher eine dicke, feste Eisschicht; diese zog auch die näheren, geringeren Wassermengen von oben und von den Seiten an sich, welche aber auf ihrem Wege erstarrten und dünnere Ranken bildeten. Zwischen ihnen war jedoch bald alles Wasser verbraucht, sie konnten also nach innen nicht mehr wachsen, wohl aber nach außen, und es setzten sich dabei im Bogen von außen her fächerartig neue Eisgarben an. Dies ging immer weiter, so daß eine Menge gekrümmter Farnkrautwedel entstanden, nur bisweilen unterbrochen von direkteren, taunenartigen Gebilden, wenn in einer Unebenheit des Glases sich etwas mehr Wasser angesammelt hatte.

Man kann sich denken, daß durch solche größere und kleinere Schwärmen und Höcker auf der Fensterscheibe die Ansammlung des Wassers eine gar verschiedenartige wird und daher auch eine große Variation in der Bildung der Kristalle

eintreten muß! In dieser Weise entstehen jene sogenannten Eißblumen, welche sich dendritenartig über unsere Fensterscheiben verzweigen.

Eine merkwürdige Eigenschaft des Eises draußen auf Flüssen und Seen besteht darin, daß sich nur sehr wenige fremde Substanzen in ihm befinden, weil das Wasser beim Gefrieren das Bestreben hat, Staub, Farbstoffen usw. anzuschleiden. Daher giebt es fast ganz klares Eis auf schmutzigen Flüssen, farblose Eiskristalle in einer Limtenflasche, und Süßwasser-Eis an den gefrorenen Ufern des Meeres. Sogar die Luftbläschen, welche stets in beträchtlicher Menge im gewöhnlichen Wasser enthalten sind, — was man besonders an den Wänden einer längere Zeit gefüllt stehenden Wasserflasche sieht, — werden beim Gefrieren zum Teil herausgetrieben, zum Teil aber auch bei dieser ihrer Flucht vom erstarrten Eise gefangen gehalten. Dadurch entstehen dann weißliche Schichten und Streifen, welche, von der Sonne beschienen, im schönsten Farbenspiel glitzern.

Sind nun die festen Eismassen auch aus Kristallen zusammengesetzt, oder bilden sie, wie es doch scheint, eine feste, glasartige Substanz? Um dies genau zu erfahren, nehmen wir am besten einen Sonnenstrahl zur Hilfe. Läßt man nämlich diesen durch ein Stück Eis hindurchscheitern, so verflüssigt er alsbald einige Stellen, und es zeigen sich nun bei der Betrachtung mit der Lupe wirklich auch hier überall unregelmäßig, sternförmig verzweigte Kristallfiguren. In der Richtung, in welcher die Kristalle entstanden, schmelzen sie auch wieder auseinander. Prismata sonderst sich von Prismata, und viele Spaltungskünfte entstehen im Verlaufe der Luftbläschen. Jeden Augenblick verändert sich das Bild. Schillernd und schimmernd treten immer deutlicher die Spuren der lebenden Sonnenstrahlen hervor. Bunte Bänderchen und Abdrücken fliehen und fliegen zusammen, denn jedes Kristallprisma wird von seinem Nachbar getrennt durch eine äußerst zarte und feine Wasserspalte. So vollzieht sich vor unsern staunenden Blicken ein herrliches Wunder der Natur, dessen Eindruck noch großartiger wird, wenn wir unser Auge durch eine Lupe verdicken. Wie überall, rufen auch hier die wärmenden Sonnenstrahlen Leben hervor. Die in den starren Kristallen zur Ruhe gebannten Eismoleküle erwachen aus dem Schlafe, dhnen und strecken sich und springen und tanzen gar lustig in flüssigen Schwingungen. Jart wie Spinnweben blitzen hier und da zwischen den Kristallmassen glänzende Wassertröpfchen auf, die von der Oberfläche des Eises in seinen Riten sich bis in die äußerste Tiefe hindurchweben. Nichts Regellooses zeigt sich dabei, sondern in gleichmäßiger Anordnung, wie in einem künstlichen Gewebe, lagert sich Faden an Faden.

Ein noch besonders schönes Bild aber kann man sich dadurch verschaffen, daß man auf das Eißstück eine farbige Flüssigkeit, z. B. rote Tinte, gießt. Dann fließt diese auch in die von der Sonne etwagegrabenen Kanälchen, verteilt sich alsbald in dem ganzen, viel verästelungen und verzweigten Netzwerk und zaubert einen wunderbar bunt schillernden und schimmernden Kristall-Parterat hervor, der in seiner Feinheit und Pracht schier unvergleichlich dasieht auf dem ganzen Gebiete der Kunst und Natur.

### Glückseliges Neujahr!

Von Agnes Schöbel.

Krach! fuhr die Thür ins Schloß. Das Mädchen trat in die Mitte des Zimmers und redete die Glieder, als liege eine schwere Arbeit hinter ihr. Dann setzte sie sich knapp neben die brennende Lampe auf den Tisch.

Sie fing an mit den Füßen zu baumeln und seufzte dazu.

Wiederum ein Jahr vorüber! Wiederum ein Jahr weiter! Diese verhassten Marksteine! Im Sommer der Geburtstag, im Winter das Neujahr. Hundertmal mindestens hatte Wanda sich ihr Köpfchen darüber zerbrochen, wie sie es wohl anfangen könne, diese sogenannten Feiertage aus der Welt zu schaffen. Das Glück, das ihr so und so viele Menschen alljährlich zweimal anwünschten, kam ja doch niemals!

40 93 | 55

Sie starrte hinter zu dem glasumhögten Erkerchen ihres Zimmers. So herrlich glüherten die Eissblumen an den Scheiben — märchenhaft rankte und blühte es darüber hin. Aber all die Pracht war ja nur zum Verschmelzen und Zerfließen bestimmt, wie des Mädchens Herzenswünsche zerfloßen waren! Wanda ballte die Hände. Bohnige Thränen verdunkelten ihren Blick.

„Keine Partie! Sie keine Partie!“ Also des halb hatte der schneidige Professor sich seit Wochen von ihr zurückgezogen, nachdem er bei allen Sommerausflügen und Picnics, bei den ersten Wintergesellschaften ihren Cavalier gemacht und Worte zu ihr gesprochen, deren Klang freilich dem Werte derselben bedeutend überlegen gewesen.

Die nach außen hin recht behäbige Lebensführung von Wandas Eltern mochten ihn auf die Vermutung gebracht haben, daß den Hintergrund dafür ein beträchtliches Vermögen bilde, irgend ein Zufall ihm dann aber verraten haben, daß dieser Schein von Wohlhabenheit durch harte Opfer und Entbehrungen im engeren Familienkreise erlauft werde.

Wie hätte er sonst das böse Wort sprechen können! Und gerade heute, an der Jahreswende, die für sie zur Glückswende hätte werden können, mußte es Wanda erfahren, daß Professor Hubert auf eine scherzhafte Gratulation zu seiner allem Anschein nach bevorstehenden Verlobung mit der hübschen Hofratsstochter erwidert habe: „Wo denken Sie hin? Fräulein Berkow ist doch keine Partie! Keine Partie!“

Wanda hatte gelächelt, während ihr Herz blutete. Jemand eine lecke Bemerkung war von ihren Lippen geflohen. Aber als die Bettern und Cousinen sich in lustiger Sylvesterlaune bereit machten Blei zu gießen, da hatte sie es doch vorgezogen, die Teilnahme an übermütigen Späßen zu meiden, unter Vorhütung plötzlich eingetretener Kopfschmerzen.

Wanda baumelte noch immer mit den Füßen —. Ihr achtzehnjähriges Köpfchen brütete über einen Kaderplan. Sie gedachte, den Verräter für seine Verrechnung zu bestrafen und irgend etwas ganz Verblüffendes zu unternehmen, um sich ein großes Glück zu erkämpfen. Von der Höhe dieses Glückes herab wollte sie dann verachtend auf ihn niederschauen, der es gewagt, sie zu verschmähen, weil sie „keine Partie“ war.

Wanda atmete auf, befreit. Ihr Streben sollte dahin gehen, eine Partie zu werden! Ein hübsches, bei kleinen Aufführungen oft erprobtes musikalisches Talent mußte ihr den Weg zum Concertsaal ebnen. Es galt dann weiter nichts, als so rasch als möglich berühmt zu werden, die Huldiungen von Fürstlichkeiten und den Spitzen der Kunst und Wissenschaft entgegen zu nehmen, und in selbsternordenem Golde zu wühlen.

Wanda blies die Lampe aus. Die Vorstellungen ihrer Phantasie leuchteten ihr so hell, daß sie keines irdischen Lichts benötigte.

Sie glitt von dem Tisch herunter, auf dem sie so lange, Klänge schmeckend, gesessen, und streckte sich in den großen Lehnstuhl hinein, welcher die Mitte ihres von Eissblumen umrankten Erkerchens einnahm.

Sie dachte weiter über ihre Zukunft nach, die mit prächtigen Bildern lodte, in der es aber kälter und kälter wurde, denn die Liebe, die Liebe fehlte ja darin!

Und plötzlich kamen ihr die Thränen. Sie rollten in schweren Tropfen über das blasse Gesichtchen, und unter diesem warmen Regen schlief Wanda auf ihrem Lehnstuhl ein.

Sie träumte — — —

Draußen hatte sich inzwischen ein weicher Südwind aufgemacht, der hauchte gegen die Scheiben des Erkerchens, so daß die Eissblumen herabthauten und das Glas durchsichtig wurde gleich der klaren Nachtluft, die vom Mondlicht durchschimmert leuchtete.

Draußen im gegenüberliegenden Hause öffnete sich ein Fenster. Das sijnale Gesicht eines jungen Mannes neigte sich heraus, ein Paar dunkle, große Augen schauten bezaubert auf das reizende Bild, welches sie erblickten.

Seitdem Friedrich Dedhardt in der Rosengasse eingezogen war, hatte er die Scheiben des ihm so nahen Erkers immer nur mit Eissblumen bedeckt gesehen. Von Anfang an hatte das zarte Gläserne, von den vergänglichsten Ranken um-

spinnene Glasgebilde einen geheimnisvollen Reiz auf ihn geübt, und nun in der monddurchleuchteten Sylvesternacht verschwanden die gauselhaften verhüllenden Blumen und Zweige — ein holdes schlafendes Dornröschen zeigte sich ihm, einer lockenden Vision gleichend!

Dem jungen Mediziner hatten seine Studien bisher wenig Zeit gelassen, sich der heiteren Seite des Lebens zuzuwenden und Gedanken der Kraft in Tändeleien mit dem anderen Geschlecht zu verweilen. Von einfacher Herkunft, sehr bescheidenen Verhältnissen entsprossen, war er ganz auf sich selber gestellt gewesen. Eiserner Fleiß, unentwegtes Streben hatten ihn indessen rascher vorwärts gebracht, als andere Protektionen und Empfehlungen. Eine glänzende Carrière that sich vor ihm auf, seit vor wenig Wochen der Ruf an ihn ergangen, die Stelle eines ersten Assistenten an der berühmten Klinik in W. zu übernehmen. Seinem stillen Wesen entsprach es, die erste Jahreswende, welche er in der neuen Heimat erlebte, in Ruhe und Beschaulichkeit zu erwarten, fern von den glänzenden Festen, zu welchen man ihn geladen hatte.

Nachdem er wie an jedem gewöhnlichen Abend studiert und gelesen, war er in der zwölften Stunde ans Fenster getreten, um zu den Sternen aufzuschauen, wie es seine selige Mutter so gern gethan.

In tiefer Sehnsucht gedachte er ihrer, gedachte ihres treuen Sorgens, ihrer innigen Liebe — — —

Da wurden seine Blicke plötzlich abgezogen von den leuchtenden Himmelskörpern — — —

Reizender als alle Sterne zeigte sich ihm ein holdes Antlitz — — — Die Mädchen seiner Kindheit wurden dem jungen Manne lebendig, — die verzauberte Prinzessin tauchte vor ihm auf, die der Erlösung durch ihren Prinzen wartet.

Das Herz klopfte ihm stärker. Seine Augen glühten. Brennend ruhte sein Blick auf dem zarten schlafenden Gesicht, ahnungsvoll umschwebte sein Wünschlein die Unbekannte — — —

Da lächelte Wanda plötzlich.

Träumte sie sich doch aus Wolken ein Glück herunter fürs neue Jahr, fürs ganze Leben! Nicht das romantische, schillernde Glück, das ihr phantastisches Köpfchen sich künstlich aufgebaut, — ein stilles friedliches Behagen an der Seite eines edlen Mannes, der in ihr nicht die glänzende Partie suchte, der ihr sein Herz bot und sein treues Wirken und Sorgen in ehrlicher fleißiger Arbeit!

Wanda sah sich vorm Altar stehen, ganz eingeschleiert unter der dastenden Myrtenkrone. Die Kirche war herrlich geschmückt, die Altarstufen mit Blumen bestreut. Es waren lauter Eissblumen! Sie sah zwei Ringe blitzen und fühlte den Blick von einem dunklen Augenpaar voller Innigkeit auf ihr Antlitz gerichtet — — —

In tiefen, wundervollen Tönen riesen die Glocken — — —

„Ding — dong, ding — dong — — —“

Wanda fuhr aus dem Schlaf, erschrocken ihr Haar zurückstreifend. Die Sylvesterglocken läuteten das neue Jahr ein — taghell leuchtete der Mond, die Eissblumen waren alle zerflossen — Verwirrung bemächtigte sich des Mädchens. Sie hatte das peinliche Gefühl, daß ein unsichtbares Auge auf ihr ruhe. Mit glühenden Wangen trat sie nahe an die Glaswand heran und blickte auf die Straße hinaus — — —

Da neigte sich am Fenster gegenüber ein dunkler Kopf vor ihr — sie schaute in ein Paar ernste tiefe Augen, die Augen, von denen sie soeben noch geträumt — — —

„Ding — dong“ läuteten die Glocken — — — Eine Sternschuppe schloß tausend aus leuchtenden Höhen nieder, das Wünschlein zweier junger Herzen heftete sich voller Sehnsucht daran.

Der Himmel glich einer gewaltigen bunfelblauen Neujahrskarte voller glückbringender Sterne — der Mond aber, der Mond leuchte übers ganze Gesicht.

„Glückseliges Neujahr!“ schien er den zwei wie gebannt einander ansehenden Menschen zuzurufen, und dann steckte er sich hinter einer Wolke. Die beiden da unten würden ja noch ein ganzes Leben lang Zeit haben, sich in die Augen zu blicken! Und die Glocken schwielen still.

„Glückseliges Neujahr!“

### Allerlei Scherz und Kurzweil.

\* Fürstlich-amor. Der durch seinen ungewöhnlichen Verkehr mit dem Volke und seinen derben, schlagfertigen Witzen außerordentlich populäre Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg (1785—1837) hatte es gern, wenn seine Späße in derselben ungenierten Weise Erwiderung fanden. Einst sah er, von einem Kreise kostbarer Studenten umgeben, in der Kongerthalle seines Seebades Doberan, wo sich soeben eine Harmonistin hören ließ. Als dieselbe nach Beendigung ihres Vortrages mit dem Keller herumging, um einzusammeln, griff Friedrich Franz in seine Tasche, fand sie aber — leer. Lachend deutete er auf einen Studenten, namens Hahn, dessen Vater dem Großherzoge bekannt war, und rief: „Der da zahlt für mich!“ Sofort zog der Studiosus seine Börse und zahlte mit den Worten: „Hier ein Thaler für den Studiosus Hahn und hier vier Groschen für den Großherzog!“

\* Aus der Rolle gefallen. Lange Zeit war der später so berühmte und beliebte Komiker Weidmann nur zu Statistendiensten verwendet worden, wofür ihm ein Siebener jeden Abend gezahlt wurde. Eines Abends stüt er als Beirichter mit an dem schwarzen Tisch. Der Vorsitzende, ein Schauspieler, trägt den Fall vor, um den es sich handelt, und fragt dann die Richter um ihre Meinung und Entscheidung. Da natürlich keiner antwortet und ihm nichts mehr einfällt will, so bricht er in Eifer gegen sie mit den Worten aus: „Da sitzt Ihr nun da und feiner bringt ein Wort heraus!“ — Weidmann steht auf und sagt ganz wienerisch zu seinen Nebenmännern: „Nun will der auch noch, daß wir für einen Siebener viel diskutieren sollen.“ — Das Publikum brach in ein ungeheures Gelächter aus und Weidmanns Glück als Komiker war gemacht.

\* Fein gezählt. Der Schuhmachermeister A. wird zum Baron J. einem hochachtbaren Manne, beschieden, um ihm zu einem Paar Stiefel das Maß zu nehmen. Der Meister tritt in das Zimmer des Barons, der gerade mit dem Lesen eines interessanten Jola'schen Romans beschäftigt ist. Der Meister wartet, räuspert sich, kuffet, doch der hoffärtige Baron hört ihn nicht. Endlich wird es aber doch dem Meister zu viel, darum sagt er: „Der Herr Baron haben mich zum Maßnehmen herbestellt, da bin ich!“ Der Baron steht sich plötzlich um, und als er den Meister erkennt, hebt er den rechten Fuß hoch und sagt, ohne sich weiter hören zu lassen: „Da!“ Das ärgert den Meister doch gewaltig und er spricht mit bedeutungsvollem Accent: „Sie entschuldigen, Herr Baron, ich bin der Schuhmacher, aber nicht der Hussard.“

\* Ein Ignorant nannte vorlaut das neueste Werk eines Gelehrten abgedroschenes Zeug. Als der Verfasser es erfuhr, sagte er trocken: „Wohl! so macht sich der Flegel unnütze Mühe.“

### Logograph.

Mit **E** thut kund die Bibel seine Bracht  
Mit **F** gleicht ihm oft seine Waff an Macht,  
Mit **L** kommt's für ein Handwerk in Betracht.

### Domonum.

Ich öffne dir des Kerkers Grauen,  
Doch oft auch Paradieses Auen;  
Erstleste dir der Tempel Bracht  
Und leit' in dunklen Berges Schacht;  
In's Gemüth der Städte fähr' ich dich ein,  
In's Haus der Freude, zum säumenden Wein,  
In Schlösser, die sich an Manz überbieten,  
Und zu des Hauses stillen Frieden,  
Zum Sig der Weisheit leit' ich dich  
Und doch ihr Gegenstas bin ich;  
Zhu' bald zu wenig, bald zu viel,  
Wäh' falsche Mittel, fehl' das Ziel; —  
Doch haben bei so wenig Wert  
Die alten mich als Gott verehrt.

### Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Rätsel: Diebe, derbe. — Namenrätsel: Sophie, Amanda, Laura, Eulalia, Jfidore, Renata, Emerentia — Pauline. — Magische Silben-Quadrat:

I.			II.		
ro	gal	la	va	ca	do
gal	pehl	na	ca	pri	vi
la	na	gra	do	vi	do